

Nr. 269. Bromberg, den 21. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von **Barbra Ring.**

15. Fortsetznug.

Einmal vor langen Zeiten hatte Marja Ols sich froh und lachlustig im Kreis der Burschen geschwungen. Da hatten die schwarzen Augen vor Lebenslust gefunkelt. Aber das war lange her. So lange, daß Marja Ols es selber vergessen hatte, trotzdem der eine oder andere von Oles früheren Kumpanen sich dessen erinnerte, wenn er sie in ihrem grauen Schal, furchtsam und lautlos wie eine Katze, vorbeischleichen sah.

Ola und die Olsjungs hatten Marja längst jedes Restchens von Lebensmut und Frohsinn beraubt und sie jenseits der Grenze von Gut und Böse gehetzt. Ihre Worte und Handlungen waren lauter Zufall, sie hatten mit Recht oder Unrecht nichts zu schaffen, ihr einziger Zweck war, Marja Ols vor Schimpfworten und Hieben zu beschützen. Um einem einzigen harten Wort zu entgehen, log und schwor Marja Ols sich gern in die heißeste Hölle hinein.

„'Tag Marja".

Petra ging auf sie los und holte eine weiße, knochige, quatschnasse Hand unter dem Schal hervor. Die schlüpfte furchtsam wieder zurück, sowie Petra losließ. Das weiße Gesicht nickte aus all dem Grau heraus.

„Du willst Herrn Pastor sprechen? Er kommt bald. Ist was los?" fragte Petra.

Marja Ols machte ein erschrockenes Gesicht. Antwortete nicht.

„Ist jemand krank?"

Marja Ols öffnete den Mund. Klein-Petra aus dem Pfarrhaus war einer der wenigen Menschen, denen Marja Ols sich überhaupt zu antworten traute.

„Nee — viel was Schlimmeres."

Das wurde hastig und heiser herausgestoßen. Dann erschrak sie vor dem, was sie gesagt hatte, und sie zog sich noch tiefer in ihr Umschlagtuch zurück und klemmte sich noch dichter an die Tür. Sie wäre fast hintenübergefallen, als die Tür aufging, aber sie erwischte die Tischkante und blieb stehen, in Todesangst.

Es war der Pastor, der, um schneller zu kommen, durch die Küchentür kam. Er hatte gehört, Marja sei da.

Der Pastor war ein wohlgepflegter bartloser Mann, mit goldener Brille. Er trug eine Pennsylvania-Pelzmütze und einen gutsitzenden Winterüberzieher. Der Pastor hatte Respekt vor seinem Außenmenschen und hatte immer in der Stadt gelebt. Er kleidete seinen Außenmenschen tadellos.

„Guten Abend, gute Frau. Sie wollen mich sprechen. Bitte, kommen Sie herein zu mir", sagte der Pastor und öffnete die Tür zum Zwischengang, der die Küche mit der Vorstube verband. Die Vorstube trennte des Pastors Studierzimmer vom Wohnzimmer.

Die gute Frau starrte entsetzt dem Pastor nach, sah dann schnell und hilfeflehend zu Petra hinüber. Besonders das „bitte, treten Sie ein" schien ihr gefahrdrohend.

„Nun? Ich bitte", rief die Stimme des Pastors hinter der Tür.

„Geh' man rein, Marja. Nicht bange sein. Er ist gerade so gut, wie Vater", lockte Petra und schob Marja Ols dem Pastor nach. Und Marja Ols gab auch diesem Druck nach, wie jedem andern.

Petra sah sie zusammenknixen, vor der Frau Pastor, die eben gekommen war, und dann glitt sie ins Studierzimmer hinein.

„Natürlich sagt sie drin beim Pastor wieder kein wahres Wort", sagte Petra in der offenen Küchentür.

„Nee, das wird sie wohl nich" flirte Anne mit all ihren Perlzähnen, für eigene Rechnung fügte sie hinzu, es werde wohl wieder was mit den Jungs los sein.

„Na, wenn sie hier ist, um die Jungs anzuklagen, dann wird's wohl das liebe Leben gelten; wenn die das rauskriegen, schlagen sie sie tot", antwortete Petra.

Hans ließ den vollen Breilöffel auf halbem Wege zu dem struppigen gelbroten Bart halt machen und bemerkte, weder Pastor noch Schulze könnten die Olsjungs kleinkriegen.

Aber der Ollejens antwortete ganz besonnen: „Jaja, es schneet doll heut abend". Der Ollejens hatte es neuerdings mit dem Denken gekriegt, und da es mit dem Hören kläglich ging, passierte es, daß seine Antworten oft recht schnurrig ausfielen.

„Ach ja, du liebe Güte, die ekligen Bengels schlagen ihre Mutter wohl noch mal dot", sagte Küchen-Anne und nahm Herrn Pastors Haferbrei vom Feuer. Der Magen des Herrn Pastors war seinem Herrn nicht so ganz untertan, er verlangte morgens und abends seine Rücksicht.

Per Bortings Kopf kam aus der Eßzimmertür hervor.

„Pst — Fräulein Felber", sagte er. Und wurde rot beim Versprechen. „Mutter ist da. Wollen wir nicht —?"

„Ich komme", antwortete Petra und ging hinein.

Die Mädchen kicherten, als die Tür zu war.

„War's nicht herrlich draußen im Schneegestöber?" fragte Petra mit klingender Stimme vom Eßzimmer her.

Per Borting hatte im Dunkeln den Arm um sie gelegt. Was sollte das nur, daß sie gleich zu Mutter hineinlief, statt sich ein bißchen Zeit zu lassen.

Da war Mutter schon in der Tür. Sie sah ihren Jungen etwas sonderbar an, als die beiden zusammen ins Licht kamen. Dann ließ sie die Augen zu Petra hinübergleiten — und beruhigte sich vollkommen.

Die Zeitungen waren gekommen. Sie saßen um den Mitteltisch. Unter der Hängelampe, jeder mit einer. Per Borting hielt unterm Tisch Petras Hand und ahnte nicht, was er las.

Petra verschlang ihren Verbrecherroman und ließ Per die Hand haben.

Die Tür zum Studierzimmer ging. Schritte über den Gang. Der Pastor erschien in der Tür. Er sah ganz ratlos aus.

„Ach, bitte, Fräulein Petra, könnten Sie ein bißchen hereinkommen. Wohl hält es oft schwer genug, Ihre geliebten Dorfgenossen zu verstehen, aber diese ist doch die Verwickeltste, mit der ich je zu tun gehabt habe. Ist die Frau nicht recht bei Verstand? Sie antwortet im selben Atemzug ja und nein und widerspricht sich unaufhörlich. Oder sie antwortet überhaupt keine Silbe."

„Sie ist nicht verrückt. Bloß schrecklich verschüchtert", antwortete Petra, mit dem einen Auge zum Pastor und dem andern im Feuilleton. „Ja, ich komme gleich. So 'ne Schuftigkeit, mitten im Spannendsten aufzuhören. Das hab' ich gleich rausgehabt, daß sie Angst vor Ihnen hatte. Sie waren so gräßlich höflich."

„Ist das auch schon wieder verkehrt? Nein, diese Menschen lerne ich nie und nimmer kennen", sagte der Pastor verzweifelt. „Aber jetzt kommen Sie mit und versuchen Sie, was Sie aus ihr herausbekommen. Irgend was Schlimmes ist passiert, das hab' ich gemerkt."

„Das ist ja immerhin schon was", sagte Petra und ging mit. Der Pastor machte ein etwas sonderbares Gesicht. Die junge Dame drückte sich nicht immer ganz taktvoll aus.

Im Studierzimmer saß Marja Ols mitten im Sofa, das funkelnagelneu überzogen war, nachdem der Dummelars einige seiner unvermeidlichen Begleiter darauf abgelagert hatte. Leder war am besten reinzuhalten. Und seit der Erfahrung mit dem Dummelars wurden alle möglichen verdächtigt.

Marja hatte die Hände fest über einer kleinen schmutzigen Papierdüte gefaltet. Sie fuhr hoch und preßte die Hand fester zusammen, als die zwei hereinkamen.

„So, nun stopfen Sie sich erst mal eine Pfeife, Herr Pastor", sagte Petra. „Meinst du nicht auch, Marja, er soll uns 'n büschen was vorschmauchen, ja?"

Sie plumpste so heftig neben Marja ins Sofa, daß sie wieder in die Luft fuhr.

Der Pastor sah sie an, wie aus den Wolken gefallen. Petra lachte und zeigte nach dem Rauchtischchen. Gehorsam ging der Pastor hin.

„Deine Jungs dampfen wohl auch immer noch wie'n Schlot, was, Marja?" fragte Petra.

„O ja", kam es in einigermaßen beruhigtem Ton von Marja.

„Und saufen und raufen tun sie auch immer noch?"

„O ja."

„Muß nicht leicht für dich sein, die Jungs im Zaum zu halten, wenn Ola weg ist", sagte Petra.

„Nee." Marja rückte mit einem Seufzer im Sofa.

„Vielleicht bedürfen Sie dazu unserer Hilfe, gute Frau?" fragte der Pastor. Er hatte sich im Drehstuhl zurechtgesetzt und drehte ihn jetzt nach dem Sofa zu, wobei er in kurzem Paffen rauchte. Jetzt hielt er den günstigen Augenblick für gekommen.

„Bums", platzte Petra heraus. Sie sah Marja beide Hände unter dem Umschlagetuch verstecken und fast drin verschwinden.

„Ist mit einem Ihrer Söhne etwas nicht in Ordnung?" fragte der Pastor schon wieder etwas ungeduldig.

Marja sah zu Petra hinüber und schüttelte rasch den Kopf. Nee, mit denen war nix.

Petra machte ein strenges Gesicht zum Pastor hinüber.

„Ich glaube, es ist das beste, Sie gehen und legen Ihre Patience, Herr Pastor", sagte sie; „Marja und ich haben allerlei miteinander zu besprechen. Is lange her, Marja, was? Das letzte Mal war's, als Lines Kochhuhn in die Grube fuhr."

Der Pastor starrte seinen jungen Gast an. Er war nicht gewohnt, sich was vorschreiben zu lassen. Auch war er nicht geneigt, sich von blutjungen Dämchen, die Ausdrücke wie „dampfen wie'n Schlot" und „in die Grube fahren" brauchten, Lektionen erteilen zu lassen. Der Herr Pastor war ein ungemein gebildeter Mann. Aber ein dummer Mann war er eigentlich nicht. Er sah sehr wohl ein, daß er mit Marja Ols aus eigenen Machtmitteln nichts anstellen konnte. Er ging.

„Sie hat so ihre eigene Art mit diesen Leuten, das kleine Fräulein. Aber Manieren hat sie nicht gerade im Überfluß", sagte der Pastor, indem er sich zu Frau und Sohn setzte.

Per Borting sah schnell auf mit scharfen Augen und wollte etwas erwidern. Aber er bezwang sich.

„Am'brot is fertig", sagte Anne-Stube in der Eßzimmertür. Im selben Augenblick schlug die Uhr acht.

„Wir warten auf Fräulein Felber", sagte Per schnell und bestimmt. Seine Stimme klang erregt und sein Kopf war rot.

Der Pastor sah ihn an. Über die Brillengläser. Und nahm die Pfeife aus dem Mund. Die Frau Pastorin lugte hinter ihrer Zeitung hervor. Dann ließ sie sie fallen und sah zu ihrem Mann hinüber. Er nickte ihr zu. Einmal. Sehr langsam.

Sie lasen alle drei.

Eine Viertelstunde verging.

Kleine leichte Schritte über den Flur, die Tür ging auf.

Petra stand da, mit Marjas Papierdüte in der Hand und sehr ernst. „Jetzt können Sie kommen", sagte sie und zog sich wieder in die Studierstube zurück. Der Pastor ging nach.

Da saß Marja Ols mit starrem Gesicht und rang hilflos die Fransen des grauen Wolltuchs umeinander.

Petra reichte dem Pastor die Düte. „Da ist Geld", sagte sie, „viel Geld. Marja hat's bei sich zu Haus gefunden — im Bett. Und mag es nicht behalten."

„Also gestohlenes Geld?" fragte der Pastor.

Marja zuckte zusammen in ihrem Umschlagetuch.

„Nee, nee. Gefunden haben sie es. Ganz gewiß und wahrhaftig. Nich gestohlen. Nee, nee, nich gestohlen."

„Aber Marja, du hast mir doch eben selber gesagt, die Jungs hätten das Geld gestohlen", sagte Petra. „Und es ist doch natürlich ganz richtig von dir, es Herrn Pastor zu sagen."

„Die werden fühnsch", flüsterte Marja.

„Herr Pastor bringt dich nach Hause, Marja", sagte Petra sicher.

Der Pastor sah sie an und runzelte die Brauen. Unglaublich, wie unternehmend dieses Mädchen war. Er hatte durchaus keine Lust, sich in dem Hundewetter heut' abend noch weit hinaus ins Tal zu begeben. Und obendrein war's Pers letzter Abend. So verworfen konnten diese Bengels doch wohl nicht sein, daß sie ihre eigene Mutter verprügelten. Im Notfall konnte die Frau ja im Pfarrhaus übernachten. Morgen würde er selbstverständlich mit den Jungens reden und mit dem Amtsrichter überlegen, was in dieser Sache zu tun sei.

Er klopfte Marja freundlich auf das Umschlagetuch. „Gehen Sie nur getrost nach Hause, gute Frau. Und sollten Sie bange sein, allein zu gehen, kann Hans Sie gern begleiten."

„Aber Sie —"

Petra sah den Pastor mit großen, erstaunten Augen an. Das war was Neues, was ganz Unbegreifliches. So hatte Vater nie geredet. Vater wär' sofort mitgegangen.

„Vor morgen will ich mit Ihren Söhnen nicht sprechen", fuhr der Pastor fort; „ich möchte vorher mit der Obrig.."

„Mit meiner Frau sprechen", kam es schlagfertig von Petra. Sie kannte die Wirkung des Wortes, das dem Pastor auf der Zunge saß. Wär' nicht die Angst vor der Obrigkeit gewesen, dann hätte die Angst vor den Olsjungs Marja das mit dem gestohlenen Geld sicher verschweigen lassen.

Der Pastor richtete zwei scharfe Augen auf Petra. Aber wie er sie ansah, wurden die Augen milder, zuletzt zogen sich ein paar freundliche Runzeln um sie. Er sah ein, daß das Wort, für das seine Frau hier Stellvertreter geworden war, hier nicht günstig gewirkt haben würde.

Marja sah scheu und bang vom Pastor zu Petra hinüber.

„Ja, ja, dann komme ich also morgen vor. Die Jungens hierher zu bestellen, das würde wohl doch nichts nützen", sagte der Pastor kurz.

Petra schickte ihm zwei Augen, die sagten, wohl habe sie sich gedacht, daß der Pastor nicht viel verstände, aber dies ging doch über die Hutschnur.

(Fortsetzung folgt.)

Eine schöne Frau und ein Liftjunge.

Skizze von Georg Eschenbach.

Der Liftjunge im „Exzelsior“ war Philosoph. Er hatte Zeit genug dazu. Vormittags vor allem verging manche Viertelstunde, bevor ein Gast seine Dienste in Anspruch nahm. Dann stand der Liftjunge in seiner knapp anliegenden grünen Uniform mit den goldenen Knöpfen, die für ihn schon längst zur Zwangsjacke geworden war, vor der Tür zu seinem Aufzug und betrachtete die kleine Umwelt der Hotelhalle.

Da kamen neben anderen auch Menschen herein, die entschieden nicht in ihre guten Anzüge paßten, vor denen sich aber alle im Hotel verbeugten wie vor Fürsten. Sie hielten draußen auf der Straße in luxuriösen Kraftwagen und führten schöne Frauen am Arm, die sicher nichts anderes lockte als das Geld. Sie nahmen die Zigarre nicht aus dem Munde, wenn sie angesprochen wurden, sie flegelten sich in den Klubsesseln in der Vorhalle und ließen Portier und Pagen springen.

Der Liftjunge haßte diese Menschen. Er erinnerte sich ganz dunkel, als Kind auch einmal die Hotels durch den Haupteingang betreten zu haben. Das war, als sein Vater noch mit „Exzellenz“ angesprochen wurde und ein russischer Diplomatenpaß ihm alle Türen öffnete. Damals knickten alle Portier- und Pagenrücken vor ihm zusammen, vor dem Mann, vor seiner Stellung, aber nicht vor seinem Gelde. Doch nun lag der Staatsrat Korkmassow seit Jahren in irgend einem Grabe drüben in Rußland, das er sich vor seiner Erschießung durch die Bolschewisten selbst hatte schaufeln müssen, und sein Sohn bediente den Aufzug im Hotel „Exzelsior“.

Der Liftjunge haßte diese satten Ausländer ohne Manieren. In seiner Dachstube träumte er davon, daß plötzlich das ganze Hotel sich um ihn drehte. Er saß in seiner grünen Zwangsjacke in einem Klubsessel der Vorhalle, und ein Dutzend dieser Satten erwartete ergeben seine Befehle. Mit einer lässigen Handbewegung jagte er sie von einen Winkel zum anderen, daß alle Tünche und Würde von ihnen fiel. Und dann lachte er und warf die Keuchenden mit einem Tritt in die Ecke.

Dieser Traum von Rache ergriff langsam Besitz von dem Liftjungen. Er träumte ihn zuletzt mit offenen Augen und am hellen Tage. Einer der Gäste spielt darin die Hauptrolle. Er war nicht unsympathischer als die anderen Menschen seiner Art, und doch haßte der Liftjunge ihn besonders. Die Frau, die ihn begleitete, trug die Schuld daran. Sie war schön und jung, höchstens zwei Jahre älter als der Liftjunge, trug das schwarze Haar in der Mitte gescheitelt wie eine Heilige und hatte sehnsuchtsvolle Augen. Sie konnte unmöglich an der Seite dieses Mannes glücklich sein, neben dem sie wie eine Fürstin durch die Halle schritt.

Der Liftjunge liebte die Frau. Erst zog ihn wohl nur die Erkenntnis, daß beide an ihrem Schicksal zu tragen hatten, zu ihr hin. Doch dann empfand er jedes Wort, das der Mann seiner schönen Begleiterin vertraulich zuflüsterte oder salopp zuwarf, als eine Beleidigung. Wie hätte er, der Liftjunge, auf den niemand achtete, diese Frau umhegt und gepflegt. Er würde sie zu seiner Heiligen machen, nicht wie der Satte dort zu einem Schaustück, mit dem er prunkte wie mit seinem Gelde. Der Liftjunge liebte die schöne Frau. Er träumte davon, daß sie ihm gehörte, und die Rückkehr in die brutale Wirklichkeit wurde für ihn immer mehr zur Qual.

Eines Tages war er so weit, daß es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um ihn zu einer Verzweiflungstat zu treiben. Der Gedanke daran erschreckte ihn nicht. Ihm schien es besser, die Qual rasch zu enden, als sie immer dulden zu müssen. Wer sagte aber auch, daß eine solche Tat unbedingt das Ende bedeuten mußte?

Der Anstoß ließ nicht lange auf sich warten. Die schöne Frau und der Mann benutzten den Aufzug, um in die Halle hinunter zu fahren. Der Page an der Drehtür schien anderweitig beschäftigt. Da lief der Liftjunge die wenigen Schritte herüber und schob die Tür auf. Die junge Frau nickte dankend und sah ihn einen Augenblick an. Sie lächelte ein wenig denn die stumme Bewunderung, die aus den Augen des Liftjungen sprach, erfüllte sie unwillkürlich mit Genugtuung. Vielleicht, weil sie sah, daß diese Zuneigung ehrlich war.

Da vergaß der Liftjunge seinen Aufzug, trat auf die Straße und öffnete den Schlag zum Kraftwagen, der draußen stand. Die schöne Frau stieg ein, und ihr Arm streifte die Hand des Liftjungen. Sein Gesicht rötete sich. Er spürte den Duft ihrer Kleider, er sah ihren Mund, der lächelte, schmerzlich und ein wenig aufmunternd zugleich, er hörte die satte, grobe Stimme des anderen, der gerade auf dem Führersitz Platz nehmen wollte: „Na, hast du nicht wie üblich etwas vergessen?“ Da vorlor er die Ueberlegung. Der Augenblick für die Verzweiflungstat war da!

Er packte den Satten am Mantelkragen und schleuderte ihn in die Drehtür hinein, daß der jählings Angegriffene zu Boden fiel. „Rette sie vor ihm!“ schrie es in dem Liftjungen. „Flieh mit ihr!“ Er warf sich auf den Führersitz, ließ den Motor anspringen, wechselte in rasender Eile die Gänge und brauste davon.

Er raste die breite Straße hinunter, nur besessen von dem Gedanken: „Rette sie vor dem anderen dort hinten!“ Ein Ziel wußte er nicht. Er wollte die offene Landstraße erreichen. Weiter gingen seine Gedanken noch nicht. Er warf einen Blick in den Spiegel vor sich und sah die Frau darin. Ihre Augen blickten gespannt, doch Angst schien nicht in ihnen zu liegen. „Sie vertraut mir!“ Wahnsinnige Freude, Genugtuung packten den Liftjungen.

So sah er das Verhängnis zu spät. Er bremste wohl, doch der Autobus, der aus der Nebenstraße kam, traf den Kühler und schleuderte den Kraftwagen zur Seite. Vor einer Litfaßsäule endeten Flucht und Traum.

Denn zwei Schutzleute rissen den Liftjungen hinter dem Steuer hervor. Die schöne Frau stieg aus. Sie war bleich, doch ihr Gesicht verriet keinen Unwillen. Sie trat auf den Liftjungen zu und fragte: „Warum haben Sie das getan?“ Er hob den Kopf und sah ihr in die Augen: „Um Ihretwillen, und weil ich den anderen dort hinten haßte.“ Da lächelte sie mit leisem Triumph.

Sie folgte dem Liftjungen und den Schutzleuten zum Kommissariat. Sie verzog die Mundwinkel verächtlich, als der Satte sich einstellte. Er keuchte vor Wut. Seine Würde war drüben an der Drehtür des Hotels hängen geblieben. Er schrie von exemplarischer Strafe, die er fordern müsse. Die schöne Frau aber sagte kühl: „Nein, ich wünsche das nicht. Du wirst im Gegenteil dafür sorgen, daß er seine Stellung nicht verliert, oder ihm eine neue verschaffen. Die Lehre, die er dir erteilt hat, ist die kleine Bemühung wohl wert.“

Im Gehen wandte sie sich an den Liftjungen. „Ich danke Ihnen“, sagte sie. „Mein Leben war ein wenig eintönig. Sie haben Abwechslung hinein gebracht. Ich werde für Sie sorgen, mein armer Junge.“ Dann ging sie.

Die schöne Frau fand keine Gelegenheit, ihr Versprechen zu halten. Denn am nächsten Morgen fand man den Liftjungen erhängt in der Zelle der Polizeiwache.

„Er muß wahnsinnig gewesen sein!“ schüttelte der Kommissar den Kopf. Das war auch die Ansicht anderer Leute. Nur die schöne Frau senkte den Kopf. Vielleicht trauerte sie über das Schicksal des Entwurzelten. Vielleicht drückte sie das Gefühl einer Mitschuld.

Am kaschubischen See.

Ein trüber Novembertag schleppt sich müde seinem Ende zu. Grau dehnt sich die weite Fläche des Sees. Grau sind die Wellen, die in gleichmäßigem Takt an das Ufer klatschen. Ringsum stehen die Kiefernwälder wie eine stumme Mauer. Düstere Wolkenheere ziehen am Himmel entlang, als eilten sie zu einer Schlacht. Ein paar laute Schreie von Seevögeln, die sich bald wieder im Wellenrauschen verlieren, hallen über das Wasser.

Die Birken am Waldessaum sind ihres schönen, gelben Laubschleiers beraubt. Kein Blättergeplauder und Raunen tönt mehr von ihnen herab. Wie in Schlaf und Traum lassen sie die kahlen Zweige hängen. Durch die Erlenwildnis sprudeln die Quellen ihre alte Weise. Aber wie anders ist es um sie geworden! Keine leichten, blauen Libellen zittern mehr über sie hinweg. Der Grasteppich ist welk und öde. Verdrossen strecken die Brombeerranken ihre dornigen Arme aus. An den letzten dürren Erlenblättern zerrt der Wind. Hat er eines von ihnen ganz erfaßt, so läßt er es ungestüm durch die Luft tanzen, um es irgendwo herabwirbeln zu lassen. Manches von ihnen blieb in den dichten Wacholdersträuchern hängen. Oben am Hang, neben einem wilden Heckenrosenbusch, bewegt die kleine Tanne ihre Zweige. In den Wipfeln piept leise ein Vögelein.

Da! mit einemmal lüftet sich der graue Wolkenvorhang ein wenig. Gleich einem strahlenden Auge sieht die Sonne daraus hervor. Es ist, als ob sie der Welt Grüße senden möchte, ehe sie untergeht. Wo ihre Strahlen die Wasserfläche streifen, blitzt es auf wie leuchtende Diamanten. Durch die braune Erlenwildnis schickt sie ein paar warme, helle Strahlen bis tief in den düstern Kiefernwald hinein. Ein mattes Aufleuchten wie ein stilles Lächeln; ein langsames Verschwinden! Schon haben sich die Wolkentüren wieder dicht zusammen gedrängt. Einen Augenblick sind ihre Ränder noch von Sonnenlicht umgoldet. Doch bald, sehr bald ist wieder der helle Schein erloschen.

Von fernher kommt die Nacht. Heimlich sendet sie ihre dämmernden Schatten voraus. Sacht fallen die ersten Schneeflocken, die nach und nach dichter ihre feuchten Schleier über der Landschaft spinnen. Drüben ist die alte Fischerkate kaum mehr zu erkennen. Immer wieder spülen Wellen ans Land. Auf ihnen schaukelt leicht der alte Kahn an der Erle. Wild und voll Trauer geigt der Wind seine Herbstmelodien durch die entlaubten Äste. Sein Lied singt von Sterben und Vergehen. Ab und zu ächzt und knarrt es in den hohen, alten Kiefern.

So düster der Novemkertag auch war, ein Sonnenlächeln schenkte er uns doch. Denn etwas zum Freuen hat jeder Tag, so trüb und grau er auch sein mag!

Hildegard Schmelzer.

Das Taschentuch.

Skizze von O. Th. Stein.

Warum sollte Nepomuk Stier nicht heiraten? Er war fünfundvierzig, hatte einen eleganten Frackanzug, einen Brillantring und eine Platte. Und überdies ein mehr als feistes Bankkonto.

Ich vergaß das Wichtigste — auch einen japanischen Lackkasten mit fünf Dutzenden feiner Batisttaschentücher. Und darunter eins mit der ominösen Nummer dreizehn. Das konnte also nicht gut ablaufen!

Natürlich hatte er Augen. Wenn er auch schon eines davon auf eine Dame geworfen hatte, die er zu seiner Gattin machen wollte. Diese Dame hieß Henny und war eine ganz arme Tänzerin mit außerordentlich geringfügiger, ja beim Auftreten meist gar nicht vorhandener Garderobe. Auf der trotzdem außer denen Nepomuks noch sehr zahlreiche andere Augen hafteten. Darunter die ihrer berufensten Kritiker. Und anderer berufener Leute vom Genre Nepomuks . . .

Aber Nepomuk hätte nicht Stier heißen müssen, wenn er nicht ebenso blinden und festen Mut gehabt hätte. Und warum sollte sich auch sein Bankkonto vor dem anderer Leute fürchten?

So stand er eines Abends fragend vor Henny.

Sie lächelte seltsam. Nicht unfreundlich. Recht wohlwollend sogar.

„Es geht vorderhand nicht, lieber Freund", lächelte sie.

„?"

„Ja, sehen Sie, morgen ist doch der Erste!"

„???"

„Da fahre ich nämlich nach Amerika. Mit dem Frühzuge über Hamburg. Ich habe mich zu einer einjährigen Tournee verpflichtet. Da kann ich doch jetzt nicht so aus heiler Haut heiraten!"

Nepomuk sank in einen Abgrund von Hoffnungslosigkeit. Und ließ es sich anmerken.

Das rührte Henny. „Wenn die Tournee beendet ist, läßt sich ja eher darüber sprechen", suchte sie zu trösten. „Und ich kann mich ja, wenn Sie wollen, auch bis morgen früh entscheiden, ob ich nach der Rückkehr Ihre Frau werden will."

Nepomuk Stier hob den Blick.

Sie lächelte hinreißend: „Einen Vorschlag, lieber Freund: Sie kommen 7 Uhr 15 auf den Bahnsteig. Ich weiß, es ist ein Opfer. Aber Sie werden es bringen, ja?"

Nepomuk hätte auf der Stelle noch ganz andere Opfer gebracht.

„Nun gut, Sie kommen. Und sobald der Zug abfährt, winken wir uns mit dem Taschentuch. Wer nicht winkt, das bedeutet „Nein!" Abgemacht?"

Nepomuk stürzte beseligt heim. Ließ seine Wirtin alles für den Morgen zurechtlegen. Stellte den Wecker eigenhändig. Und mitten auf Oberhemd, Krawatte und Unterwäsche lag ein schneeweißes Taschentuch. Das Schicksalstuch. Es sollte ihm am anderen Morgen sein Glück bringen.

Mit einem hoffnungsvoll geschwellten Herzen und zehn Pfennigen löste er die Bahnsteigkarte. Stand schon zehn Minuten vor 7 Uhr 15 am Abteil Hennys. Sprach fast nichts. Lächelte nur zärtlich, liebevoll. Das Sprechen besorgten ohnedies weit besser die anderen.

Und dann gab der Bahnhofsvorsteher das Abfahrtzeichen. Wie es Nepomuk schien, mit einem blütenweißen Taschentuch.

Es war aber das Hennys, das ein beseligendes „Ja" zum Abteilfenster heraus flatterte.

Nepomuk fuhr blitzschnell mit der Hand in die Tasche. Und — zog sie leer zurück. Er hatte das verpflichtende Taschentuch v e r g e s s e n!

O Seelenqual! Und nicht einmal weinen durfte er. Denn er hätte ja nichts gehabt, um seine brennenden Augen zu trocknen und zu kühlen.

Zu Hause lag das Taschentuch auf seinem Stuhl. Es trug die verhängnisvolle Nummer dreizehn. (Was habe ich gesagt? Das konnte nicht gut ablaufen!)

Nepomuk Stier verzweifelte am Leben. Lebte dennoch weiter. Es wäre ja schade um das schöne Bankkonto gewesen. Und es verging ein Jahr. Nepomuk verfolgte in der Zeitung den trotz ihrer geringfügigen Garderobe unerhörten Triumphzug Hennys in Amerika.

Fand eines Tages die Nachricht von ihrer Verheiratung. Mit einem Newyorker Taschentuchkönig. Dann die Notiz, sie sei geschieden. Habe wieder geheiratet. Einen Boxer. Sei abermals geschieden und zum dritten Mal aufs Standesamt gegangen. Diesmal mit einem reichen Neger. Und habe auch diesem schließlich einen Chinesen vorgezogen.

An diesem Tage erhielt Nepomuk Stier die Einladung zu einem großen Fest des Junggesellenklubs. Ging hin. Steckte feierlich das Taschentuch Nummer 13 ein.

Und trug es von da an stets an hohen Festtagen . . . und wenn ihm sonst b.sonders wohl war.



Bunte Chronik



* **Pfannkuchenfresser.** Man wird ohne Frage erstaunt sein, zu hören, daß es eine Weltmeisterschaft im Pfannkuchenessen gegeben hat. Diese fand in Croton, Amerika, statt und endete mit dem Siege von Mister C. S. Carter, der in nicht mehr als 35 Minuten nicht weniger als 51 faustgroße Pfannkuchen vertilgte. Vielleicht wird man auch erstaunt sein, zu erfahren, daß dieser Schnell- und Vielfresser einen bereits bestehenden Rekord überboten hat, den Mister G. P. Myers mit 43 Pfannkuchen in 41 Minuten hielt. Vielleicht melden die Amerikaner zur nächsten Olympiade das Pfannkuchenfressen als neuesten Sportzweig an?

Lustige Rundschau



* **Unvergeßlich.** „Minna, sagen Sie mal, ich hatte Ihnen doch den Auftrag gegeben, meine Glacéhandschuhe zu reinigen! Warum haben Sie das nicht gemacht?" — „Ach, das kann ich nicht!" — „Das können Sie nicht? Sie werden doch gelernt haben, wie man ein Paar Handschuhe reinigt?" — „Das schon — seelisch kann ich es nicht!" — „Seelisch können Sie es nicht? Sie reden ja sehr tiefsinnig daher. Was soll denn das heißen, Minna?" — „Ich kann den Benzingeruch nicht mehr vertragen, seit mich dieser verdammte Chauffeur sitzen gelassen hat . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.